

# ORIENTIERUNG

*Katholische Blätter für weltanschauliche Information*

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 19

15. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 15. Oktober 1951

**INHALT:** Zur deutschen Wiederaufrüstung.

**Frankreich:** Zur Bischofskonferenz im April 1951: Das Hauptergebnis: Directoire pour la pastorale des Sacrements — Das Direktorium und die religiösen Bewegungen — Die Notwendigkeit des Direktoriums — Der pastorelle Charakter des Direktoriums — Gegen die Entchristianisierung.

**Ungarn:** Ein geschichtspolitischer Ueberblick (zum Buche von L. Feketékuty): Die geschichtliche Entwicklung Ungarns bis zum Nationalstaat — Mitten im Donauraum — Und die Zukunft?

**Religiöse Problemgestaltung im modernen Roman:** Geheimnisvolle Rose — Das geschändete Antlitz — Fortis ut mors.

**Ex urbe et orbe:** Tatsachen vom Kirchenkampf in Osteuropa: Ungarn — Tschechoslowakei — Polen.

**Buchbesprechungen:** Eisenhofer — Fischl — Bloy — Werk.

## Zur deutschen Wiederaufrüstung

Den Anlass zu diesen Zeilen bildet ein wenig beachteter Zwischenfall auf der Hamburger internationalen Konferenz der Europäischen Bewegung dieses Jahres (21.—23. September), die sich mit der Frage «Deutschland in Europa» befasste. Gleichsam zur Aufklärung der Hamburger Bevölkerung über das, wozu hier so bedeutende Männer aus ganz Europa sich versammelt hatten, veranstaltete am Abend zuvor die «Europa-Union» eine öffentliche Kundgebung, an der einige der internationalen Grössen sprechen sollten. Zehntausend Hamburger hatten sich zu diesem Anlass eingefunden und ihre Begeisterung schien keine Grenzen zu kennen. Kein Zweifel: Deutschland ist willig, sich Europa einzugliedern. Mehr noch: Es gibt — vielleicht abgesehen von Italien — kein Volk in Europa, bei dem der Wille, ein gemeinsames Europa zu bauen, im Volk und zumal in der Jugend so tiefe Wurzeln geschlagen hätte, wie das heutige deutsche Volk.

Nun aber der Zwischenfall: Mitten in diese Begeisterung fielen die harten Worte des Engländers Duncan Sandys, die von Deutschland die Beteiligung an der bewaffneten Verteidigung Europas verlangten. Kriegsbegeisterung? Im Land des «besten Soldaten der Welt» hätte man diese Reaktion erwarten können. Statt dessen: eisiges Schweigen. Bei anderen ähnlichen Gelegenheiten habe ich die gleiche Beobachtung gemacht. Henry Spaak soll in diesem Augenblick ausgerufen haben: «Wie ist es möglich: Das kriegslustigste Volk Europas von gestern ist heute ein Volk von Pazifisten geworden!»

Tatsächlich: Obwohl nun seit Jahresfrist, zumal durch die Amerikaner, alles nur mögliche getan wird, um im deutschen Volk eine gewisse Wehrbereitschaft wachzurufen, obwohl man zu diesem Zweck sogar politisch höchst unerwünschten und in ihren Ideen, wie wir glauben, gefährlichen Männern gestattet, ungefährdet ihre Gedanken in öffentlichen Versammlungen zu äussern, in Zeitungen und Büchern zu drucken, — die grosse Masse des Volkes ist gegen eine Remilitarisierung. Sie glaubt dem Argument nicht, dass das nur zur Erhaltung des Friedens diene. Sie glaubt vielmehr, dass damit der erste Schritt zum unvermeidlichen Krieg geschieht. Man hat seit

1948 bis 1951 in immer erneuten Umfragen den Puls des deutschen Menschen gefühlt in verschiedenen Gegenden, in verschiedenen Ständen, bei Männern, bei Frauen, bei Jungen bei Älteren. Die Kurve ist glatt wie der Spiegel eines Sees: Über 70 Prozent wollen von einer Wiederaufrüstung nichts wissen.

Dabei ist nicht zu verkennen, dass dieser Widerstand vor allem in christlichen und katholischen Kreisen bemerkbar ist. Die Weihnachtsansprache des Papstes 1948, die dem Wort «Si vis pacem, para bellum» eine gewisse Berechtigung zusprach und sich gegen eine «gefühllose Neutralität» wandte, hat daran nur wenig geändert. Die berühmte sogenannte «Kriegspredigt» des Kölner Kardinals Frings 1950, die — nebenbei bemerkt — nichts weiter wollte, als die genannte Papstansprache in teilweise wörtlicher Wiedergabe ins Gedächtnis rufen, fand ein eher gegenteiliges Echo. Heute freilich ist in katholischen Zeitschriften der sichtbare Widerstand verstummt —. Die Stimmung hat sich damit nicht geändert, die Gewissensnot gerade bei den selbständig Denkenden vergrössert.

Sehen wir von der schwierigen Frage nach der Erlaubtheit eines Verteidigungskrieges, auch wenn es sich um einen modernen, totalen Krieg handelt, einmal ab. Wir möchten dazu nur bemerken, dass wir ihn ganz im Einklang mit den Worten des Papstes, einen ungerechten Angriff vorausgesetzt, als letzte und schreckliche Notwehrmassnahme für gerechtfertigt, ja für geboten erachten, auch und gerade vom Standpunkt des christlichen Gewissens aus. Wir glauben aber, dass es etwas anderes ist, diese Frage theoretisch und «an sich» zu erörtern und etwas anderes, zu fragen, ob im Rahmen einer europäischen Verteidigung in der heutigen Lage das deutsche Volk notwendig auch einen Beitrag durch militärische Aufrüstung zu leisten habe.

Gewiss kann man sagen, die heutige Abneigung der Deutschen gegen eine Aufrüstung sei in erster Linie und bei den meisten nicht eine Gewissensfrage, sondern psychologisch zu erklären. Der Schreck des letzten Krieges steckt ihnen noch

in den Knochen. Sie haben ihn wohl schauriger erfahren als die meisten anderen Völker. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer schlechthin; auch sein vernünftiger Gebrauch ist ihm widerwärtig, erfüllt es mit Angst. Nehmen wir noch hinzu, dass im Zuge der Umerziehung die Alliierten in den ersten Nachkriegsjahren nur allzu laut und drastisch den deutschen Militarismus verurteilten und verfolgten, so dass die Deutschen fast gewaltsam zu dem Schwur gezwungen wurden: «Nie wieder Krieg». Bedenkt man schliesslich, dass eine Wiederaufrüstung unter den heutigen Umständen den Deutschen — trotz aller Beteuerungen — doch nur eine scheinbare, bestenfalls eine teilweise Gleichberechtigung bringen würde, in dem Sinn, dass die deutschen Soldaten gleich behandelt würden wie die andern, nicht aber, dass man ihnen gleichen Anteil gäbe an allen Waffengattungen, oder zum Beispiel ebenso deutsche Truppen in Paris stationiert würden, wie französische in deutschen Städten usw., dann ist es jedermann einsichtig, dass, abgesehen von aller Gewissensfrage, für den Deutschen heute eine Wiederaufrüstung eine sehr peinliche und widerwärtige Sache sein muss.

Das alles rechtfertigt nicht eine Ablehnung. Es erklärt zunächst nur. Bedenken wir aber weiter, dass die deutsche Demokratie ein noch sehr junges Pflänzchen mit sehr schwachen und nicht recht gesunden Wurzeln ist, das einer sehr sorgsam Pflege bedarf. In einer Reihe von Bundesländern ist das Recht auf Kriegsdienstverweigerung durch Volksabstimmung gesetzlich verankert. Durch eine Volksabstimmung diese Verfassungen zu ändern, scheint unmöglich. Es müsste also ein Eingriff von oben erfolgen, und das bedeutete praktisch eine neue Erschütterung des demokratischen Denkens.

Zu all dem kommt noch die Angst — nicht «vor den deutschen Soldaten» — aber vor den deutschen Offizieren, die zwangsläufig die gleichen sein werden wie im letzten Krieg, und die nun einmal eine Klasse sind mit — zum Teil jedenfalls — sehr sonderbaren Anschauungen. Dabei haben wir nicht einmal in erster Linie die alten Nationalsozialisten im Auge, deren es im eigentlichen Offizierskorps relativ nur wenige gab, sondern jene anderen nach Art Generaloberst Friessners, den man gerade wegen seiner «mittleren» Stellung zwischen radikalen und gemässigten Offizieren zum Vorsitzenden des «Verbandes deutscher Soldaten» erwählte, eines Verbandes, der eine Art Dachorganisation der seit dem letzten Jahr üppig aus dem Boden spriessenden deutschen Soldatenbünde darstellt. Friessner sieht den «zeitlosen Wert des Soldatentums» darin, dass man, wie er selbst, «nacheinander drei Systemen» gedient habe, ohne seine Gesinnung zu ändern. Dementsprechend hält er es für ausgeschlossen, dass Beteiligte am Putschversuch vom 20. Juli gegen Hitler (den Friessner als Soldat wie als Christ glaubt ablehnen zu müssen), je wieder aktive Soldaten werden dürften. Aus der gleichen Haltung heraus erklärt er alle noch in Haft befindlichen, wegen Kriegsverbrechen abgeurteilten Soldaten summarisch für unschuldig. Gewiss, es wäre ungerecht, nun einfach die deutschen Offiziere mit Friessner gleichzusetzen; es ist sogar wahrscheinlich, dass er seinen Posten als Vorsitzender wird verlassen müssen wegen des Porzellans, das er mit seinen Äusserungen aussenpolitisch zerschlagen hat. Es bleibt aber doch gewiss, dass Friessner nicht für sich allein gesprochen hat, und dass ein grosser Teil der deutschen Offiziere so oder noch schlimmer denkt wie er. Eine allgemeine Wehrpflicht aber würde bedeuten, dass diese Offiziere wie Ramcke, Friessner, v. Mantteufel, Guderian ihrer fachlichen Befähigung wegen an ersten Posten ständen — und davor hat der deutsche Soldat selbst berechtigte Angst.

Nehmen wir das alles zusammen, dann ist die konkrete Lage heute die, dass durch eine Wiederaufrüstung Deutsch-

lands nach aller menschlichen Voraussicht weite Teile des deutschen Volkes zur seelischen Grundsatzlosigkeit, zu einem erschreckenden Relativismus getrieben würden. Dagegen nützt es gar nichts zu sagen, dass dies doch «an sich» nicht sein müsste. Menschen sind keine Maschinen, und der einfache Mann ist kein Moralprofessor. Es ist aber ein Grundsatz der Moral, dass man an einen konkreten Menschen in einer konkreten Situation eine «an sich» notwendige Forderung, die er in seiner Verfassung nicht tragen kann, nicht verstehen kann, sogar notwendig falsch deuten würde, nicht stellen darf, wenn anders nicht noch grössere Schäden daraus entstünden. Man wird sich also wohl überlegen müssen, wo hier der grössere Schaden liegt. Gewiss hat Deutschland gegen die gemeinsame Bedrohung von russischer Seite seinen Beitrag zu leisten. Die militärische Rüstung ist bei der Abwehr dieser Bedrohung eines der notwendigen Mittel. Sie ist weder das einzige noch das wichtigste! Auch de Gasperi hat sorgenvoll bei seinem Besuch in Washington darauf hingewiesen, dass die heute in Italien forcierte Aufrüstung der weit wichtigeren sozialen Sanierung Italiens schweren Schaden zugefügt habe.

Der «Schaden» im Fall einer Nichtaufrüstung Deutschlands besteht darin, dass bei den russischen Diktatoren der Eindruck entstehen könnte, es sei dem Westen mit der Verteidigung Deutschlands doch nicht so ganz ernst. Es scheint ja wirklich so, als imponiere den diktatorischen Mächten einzig die Gewalt. Sie fürchten nichts anderes. Auf allen andern Gebieten sind sie sich ihrer Überlegenheit — wenn auch irriger Weise — absolut sicher. Daher stammt wohl auch ihre wild drohende Ablehnung einer deutschen Wiederaufrüstung und ihre gross aufgelegte Friedenspropaganda, die freilich in Westdeutschland (trotz der Abneigung gegen eine Wiederaufrüstung) kaum einen nennenswerten Widerhall fand. Eher hätte diese Friedenstaube es noch fertig gebracht, den Westdeutschen nach dem Gewehr greifen zu lassen. Trotzdem! Wenn wir Schaden gegen Schaden abwägen, scheint sich uns die Schale zugunsten einer deutschen Nichtaufrüstung, oder doch höchstens nur sehr begrenzten Aufrüstung, zu neigen. Der hier entstehende Schaden kann weitgehend durch andere Truppen Europas und Amerikas in Deutschland ersetzt werden, während der Schaden im Fall einer grosszügigen und machtvollen deutschen Wiederaufrüstung kaum zu vermeiden sein wird. Ihre Auswirkungen werden sich in vollem Umfang zwar erst später zeigen; aber gerade dann wird es notwendig sein, den äusserlich militärisch überwundenen Gegner auch geistig und in «sich selbst» zu überwinden. Die durch die Aufrüstung geistig geschädigten Deutschen werden das wohl kaum vermögen — und so betrügt man sich, fürchten wir, aus buchstäblicher Kurz-Sichtigkeit um den Frieden.

Es gibt ein altes Sprichwort, das sagt: «vox populi, vox Dei». Man hat mit diesem Sprichwort oft grauenhaften Missbrauch getrieben. Trotzdem hat es auch einen richtigen Sinn, wo gewissenlose Propaganda nicht mit im Spiel ist. Der Instinkt des Volkes erspürt oft Dinge, bei denen der rational rechnende Verstand nicht zu einem Ende kommt. Das Schweigen von Hamburg scheint uns eine sehr erste Mahnung an die europäischen Völker, in ihrem deutschen Partner nicht Geister zu wecken im Namen Europas, die sich eines Tages sehr uneuropäisch auswirken könnten, und eine Mahnung zugleich an die deutschen Träger der Macht, sich nicht eine «Gleichberechtigung» zu erkaufen um einen Preis, der dem Vertrag des Dr. Faustus mit dem Teufel sehr ähnlich sein könnte. Wenn irgend ein Volk heute das Recht hat, bei der notwendigen Verteidigung gegen die russische Bedrohung vom militärischen Beitrag zunächst befreit zu werden, oder doch hier vorläufig nur recht bescheiden mitzuwirken, dann ist das das deutsche Volk.

M. Galli.

# Frankreich: Zur Bischofskonferenz im April 1951

Wie wir bereits berichteten, fand am 3. April d. J. die Vollversammlung des französischen Episkopates statt. Vom Ergebnis dieser Beratungen vernahm die Öffentlichkeit bis jetzt nur sehr wenig. Heute erst wird die Hauptarbeit bekannt gegeben. Es handelt sich um das «Directoire pour la pastorale des Sacrements», das von allen französischen Erzbischöfen und Bischöfen einstimmig angenommen wurde.

Historisch gesehen ist dies das erstmalig, dass sich der französische Episkopat in seiner Gesamtheit mit diesem Problem beschäftigt und gemeinsame Richtlinien für den ganzen französischen Klerus aufstellt. Die in der letzten Vollversammlung (1906) behandelten Probleme waren lediglich juristischer und kanonischer Natur. Man wird daher die historische Wichtigkeit ermessen können, die die jetzige Vollversammlung für das religiöse Leben ganz Frankreichs, insbesondere seiner Katholiken, haben wird.

Die Veröffentlichung hat eine Vorgeschichte. Bereits 1949 wurde von der jährlich stattfindenden Versammlung der Kardinäle und Erzbischöfe eine Kommission eingesetzt, um ein erstes Projekt auszuarbeiten. Ihr gehörten die Bischöfe Msgrs. Guéry, Garonne und Ancel an. Diese Kommission wählte als theologischen Ratgeber R. P. Roquet, weithin bekannt durch seinen Kommentar zur Abhandlung des heiligen Thomas über die Sakramente, sowie den Abbé Martimort vom «Centre de Pastorale Liturgique». Der erste Text dieser Kommission wurde an alle Bischöfe gesandt. Diese formulierten ihre Bemerkungen, Kritiken, Eingebungen, denen die Kommission dann in ihrer Arbeit gerecht zu werden versuchte. Besonders wertvolle Bemerkungen erhielt die Kommission seitens zweier Ratgeber der «Sacrees Congrégations Romaines».

Das nun vom gesamten Episkopat einstimmig angenommene «Directoire» setzt sich zusammen aus dem Bericht S. E. Msgr. Guéry, den er der Vollversammlung gab, und aus dem Text des «Directoire» selbst, der die Prinzipien der Doktrin, ihre Folgerungen, die praktischen Ratschläge für den Spender der Sakramente enthält, um dann die einzelnen Sakramente selbst zu behandeln: Taufe, Firmung, Eucharistie, Busse, letzte Ölung, Priesterweihe und Ehe. Einige Anhänge vollenden die 79 Seiten starke Schrift.

Was uns hier vor allem interessiert, ist der Bericht von Msgr. Guéry. Das Direktorium selber ist nur für Priester bestimmt und betrifft, wie das obige Résumé angibt, die Sakramente selbst. Dagegen gibt der Bericht einen Einblick über das Warum und Wozu dieser Arbeit, aus dem sich dann die Schlussfolgerungen wie von selbst ergeben. Msgr. Guéry betont eingangs, dass das Direktorium notwendigerweise Lücken und Fehler enthalten müsse, da seine juristische, vorschriftsmässige Abfassung nicht in einer genügend ergreifenden Weise die Unruhe und die Angst der Seelsorger wiedergeben könne, die durch die schmerzlichen Probleme erweckt werden, denen sie sich durch die Entchristianisierung, wie — in manchen Regionen — durch das Heidentum der Massen, gegenübergestellt sehen. Jedermann der die fast verwirrende Vielfältigkeit der Situationen, der Mentalität und der Gebräuche nicht nur zwischen den einzelnen Diözesen, sondern auch innerhalb jeder einzelnen nur einigermaßen kennt, wird begreifen, wie ausserordentlich schwer es sein musste, ein Direktorium für die Gesamtheit der Diözesen aufzustellen. Aber gerade weil es sich hier nicht um das Werk einer kleinen Gruppe, sondern um eine Kollektivarbeit sämtlicher Mitglieder der Hierarchie handelt, hat es eine geschichtliche Bedeutung.

## Das Direktorium und die religiösen Bewegungen

Diese Bedeutung wird um so grösser, wenn man das Direktorium in den Rahmen aller in Frankreich wirkenden

religiösen Bewegungen und Neuerungen stellt, die «in sich selbst so viele Hoffnungen für die christliche Erneuerung in unserem Lande tragen». So die Bewegung der Katholischen Aktion, die «Missions de Paris» und von Frankreich, dann die Initiative, die durch die Werke der Abbés Godin und Boulard erfolgte, die das Problem der Evangelisation der entchristianisierten Massen der Arbeiter und Bauern blosslegten; weiter die Untersuchungen des Kreises «Economie et Humanisme», der versucht, eine religiöse Soziologie durch die Analyse der menschlichen, sozialen und wirtschaftlichen Wirklichkeit zu schaffen. Abgesehen von zahlreichen Revuen, die diese Probleme immer wieder behandeln und die vor allem der Klerus studiert, hat sich auch dessen eigene Arbeit in manchem verändert: Gemeinschaftsleben der Priester; eine seelsorgliche Arbeit in Equipen; die Gründung von religiösen Orden wie die «Petits Frères des Campagnes», oder die «Petits Frères et Petites Sœurs du P. de Foucauld» usw.

Msgr. Guéry stellt nun ausdrücklich fest, dass die Hierarchie diese so reich an Versprechen vollen Bewegungen durch das Direktorium ermutige und ihnen einen neuen, sicheren Impuls geben wolle. Die Mission von Paris, darunter die Arbeiterpriester, werden also nicht, wie Kritiker glaubten betonen zu müssen, verurteilt, sondern ermutigt! Diesen Kritikern erwidert Msgr. Guéry, «dass sich nach der Befreiung hier und da ungenügend gereifte Erfahrungen, ein etwas tumultuöses Trachten und eine zu kecke Kühnheit bemerkbar machten — wer unter uns hat es nicht festgestellt und bedauert? Aber wie ungerecht, wie gegen jede Wahrheit würde es sein, diese im Klima der Befreiung ziemlich unvermeidlichen Übertreibungen anzuprangern, die im übrigen Ausnahmen waren und schnell wieder in Ordnung gebracht wurden.» Viel erfreulicher sei, zu sehen, dass der Klerus sich immer mehr über den Ernst und die Komplexität der Probleme Rechenschaft gebe, die aus der Gleichgültigkeit der Volksmassen einerseits und der Evangelisation des Landes andererseits notwendig erwachsen müssen.

## Das Direktorium und die Administration der Sakramente

### a) Die Notwendigkeit des Direktoriums

Das Direktorium sei aber noch aus einem anderen Grunde notwendig geworden. Der Klerus wünschte eine über den Gegensätzen liegende Direktive hinsichtlich der zu verfolgenden Linie in der Administration der Sakramente, da viele Leute nicht die notwendigen Bedingungen zu erfüllen scheinen, um sie zu erhalten.

In dieser Hinsicht sind im französischen Klerus in erster Linie zwei Strömungen sichtbar: Die Anhänger der Strenge und diejenigen der Nachsicht. Die Ersteren halten es für das dringendste, die Sakramente wieder aufzuwerten, wolle man der Entchristianisierung begegnen. Es sei nicht mehr möglich, die Sakramente Leuten zu geben, die sie nur aus sozialem Konformismus oder Routine wünschen und für die die Riten jeden Sinn verloren haben. Ausserdem müsse der Priester, der seiner Pflicht getreu bleiben wolle, eine wahrhaftige Angst empfinden, jenen das Sakrament zu erteilen, von denen er moralisch sicher sei, dass sie morgen der Kirche den Rücken drehen würden.

Die Nachsichtigen antworten mit der gleichen Überzeugung und durchdringenden Argumenten, dass man den noch brennenden Docht nicht auslöschen dürfe. Es sei eine sehr grosse Verantwortung für den Priester, wenn er die Taufe oder die Heirat verweigere. Es würde sich dadurch eine Familie vielleicht für Generationen gegen die Kirche erheben.

Zu dieser verschiedenartigen Auffassung gesellt sich in neuerer Zeit der Gegensatz zwischen den Verteidigern des Rechtes des Individuums und denjenigen des Rechtes der Ge-

meinschaft. Sie rufen die kanonischen Prinzipien an, sagen die ersteren. Ausgezeichnet. Aber das Recht des Individuums, z. B. die Taufe zu erhalten, ist im kanonischen Recht eingeschrieben. Welche Verantwortung nehmen sie durch dessen Verweigerung auf sich, wenn sie vorgeben, dass der Getaufte nicht einen Tag Praktiker sein wird! Wie oft hat die Erfahrung bewiesen, dass man denjenigen, der getauft wurde, im Augenblick der ersten Kommunion oder der Heirat wieder ergreifen kann! Dagegen beweist die Erfahrung, dass derjenige, der ausserhalb der christlichen Gemeinschaft lebt, sehr schwer wieder zu erfassen ist. Die Verteidiger der Gemeinschaft antworten darauf, dass der Wiederaufbau eines christlichen Landes vor allem der Zeugenschaft kleiner, inbrünstiger Gemeinden bedarf. An vielen Orten müsse man vielleicht von Null anfangen. Tant pis, wenn einige Individuen zurückgestossen werden. Man rette aber die Zukunft. Und sind wir nicht in einem Missionsland? Warum wenden wir nicht Missionsmethoden an? Diese bauen zuerst eine solide Gemeinschaft auf und zeigen sich bei der Annahme von Individuen sehr fordernd.

Eine dritte Debatte erhebt sich zwischen den Anhängern der Evangelisation und denjenigen der sakramentalen und liturgischen Bewegung. Die einen sagen, dass man durch strengere, reglementarische Vorschriften keine inbrünstige Gemeinde schaffe. Was vor allem zähle, sei die Evangelisation durch die Katholische Aktion und die Aktion der Missionen. «Gare au sacramentalisme!» Der Akzent müsse auf dem theologischen Leben und der Ausübung der Caritas beruhen. Die Liturgisten antworten darauf: Ist die Zeugenschaft einer um die Eucharistie, der Quelle der Caritas und das Zentrum der sakramentalen Ordnung, versammelten Gemeinschaft nicht die sprechendste und fruchtbarste Evangelisation?

Aus dieser Gegenüberstellung von Auffassungen, die alle aus demselben ernsten, gläubigen Verantwortungsgefühl, sowohl der Kirche wie dem Gläubigen gegenüber, kommen, ersieht man die Komplexität der Probleme. Und nichts ist verständlicher, als dass die Seelsorger sich an die Hierarchie wenden mit der Bitte, ihnen eine Richtlinie zu geben. Die Geschichte kennt einige Wendepunkte, wo die Kirche in der Tat eine solche Führungslinie fixierte. Heute steht sie wieder an einem solchen Wendepunkt: eine Epoche geht zu Ende, eine neue bricht an.

Dessen wird man sich bewusst, wenn man die Graphiken und Statistiken der letzten 50 Jahre betrachtet, nach denen in den Diözesen der Laizismus und der Materialismus enorme Fortschritte gemacht haben. Es gibt ganze Regionen, die praktisch von den Ungläubigen dominiert werden. Gewiss gibt es in der Gesamtheit der Diözesen noch zahlreiche Menschen, die an den grossen religiösen Akten des Lebens hängen, wodurch eine einzigartige Gelegenheit gegeben wird, den Kontakt mit ganzen Familien aufrecht zu erhalten.

Msrgr. Guéry meint, dass der Historiker der Zukunft diesen Akt vielleicht als ein geschichtliches Datum, «etwas wie die Schlacht an der Marne» ansehen würde, «wo die Chefs erklärten, dass sie sich nicht weiter zurückziehen würden, und dass die Wiedereroberung von dieser letzten Linie aus durch eine mächtige Anstrengung auf der ganzen Front erfolge».

#### b) Der pastorelle Charakter des Direktoriums

Das Direktorium ist keine theologisch-moralische Abhandlung des kanonischen Rechtes oder der Liturgie über die Sakramente. Es ist — was sehr wichtig ist — ein «Directoire pour la pastorale des Sacrements». Damit wird sein positiver und sein pastoreller Charakter klar umrissen, der über den Kontroversen bleibt, die sich, was man unterstreichen muss, immer um die «discipline des sacrements» oder die Verabreichung der Sakramente bewegen. Auf diese Weise löst sich das Direktorium klar von den oft etwas künstlichen Oppositionen zwischen der allzugrossen Sittenstrenge und der Nach-

sicht. Es erinnert an die Prinzipien und die praktischen Regeln, die jedem Priester helfen müssen, sein eigenes, vorsichtiges Urteil gegenüber jedem präzisen Fall zu fällen. Das Direktorium anerkennt auch nicht die Gegensätze, die manche zwischen den Rechten des Individuums und denjenigen der Gemeinschaft aufstellen wollen. Es ladet die Priester ein, diese beiden sich ergänzenden Aufgaben zugleich anzupacken. Und schliesslich anerkennt das Direktorium nicht nur keinen Zwispalt zwischen der Verkündigung und der Zuflucht zu den Sakramenten in der priesterlichen Mission, sondern es proponiert, der gesamten Evangelisation durch die Sakramente und von den Sakramenten ausgehend einen Anstoss zu geben. Im tiefsten will das Direktorium nichts anderes als eine grosse Bewegung der sakramentalen Evangelisation entfachen. Dies unter drei Formen: Eine Unterrichtung der Gläubigen anlässlich der Sakramentenspendung; eine Erziehung der Gewissen, als Reaktion gegen Formalismus, Routine, Pharisäismus und die lediglich äussere Bindung, sowie gegen die in unseren Tagen so häufig vorkommenden Tendenzen des Aberglaubens. Schliesslich durch eine Belebung der christlichen Gemeinschaft der Gläubigen, ihrer Verantwortlichkeit jenen Brüdern gegenüber, die sich von den Sakramenten entfernten.

In dieser Hinsicht folgen nun die Begründungen, Hinweise und die Ratschläge. Im Direktorium dominiert die erzieherische Anstrengung des Priesters und zwar nicht nur die aus der Bücherweisheit entnommene. Der Hirte müsse seine Schafe in ihrem wirklichen Leben kennen. Dies würde ihn zu einem vertieften Studium hinsichtlich der psychologischen und soziologischen Erkenntnisse führen. «Die religiöse Soziologie ist erst in ihren Anfängen.» Gegenüber den Nichtpraktizierenden stelle sich das Erziehungsproblem in einer ganz anderen Form. Das Direktorium gibt den Priestern, die oft durch diese schwierigen Fälle im Innersten gequält werden, Prinzipien und eine Richtlinie. Eine Direktive der Hierarchie sei hier um so notwendiger und eiliger, da das kanonische Recht über diese Kategorie von Menschen schweige. Es gebe wohl präzise Regeln gegenüber den Gläubigen, den Häretikern, den Schismatikern, den «apostatis a fide», den öffentlichen Sündern. Aber es kenne die Nichtpraktizierenden nicht, die noch einen Glauben bewahren, selbst wenn sie ihn nicht auszudrücken vermögen, selbst wenn er nicht mehr lebendig ist. Die wahrhaften Priester wüssten oft nicht, in welche kanonische Kategorie sie diese «Christen auf der Schwelle» einreihen sollen. Unter den zwei möglichen und zu leichten Haltungen — der kategorischen Verweigerung und einer garantierlosen Annahme — legt das Direktorium immer diejenige Lösung vor, die einer pastoralen Aktion bedarf und die versucht, die Gewissen aufzuklären und zu formen. Selbst wenn man in extremen Fällen die Annahme verweigern müsste, sei für die Priester immer noch die Gelegenheit gegeben, zu zeigen, dass es sich für sie um eine Frage der Loyalität handelt. Es wird auf diese Weise die Diskussion auf das Terrain der Ehrenhaftigkeit erhoben. Weshalb auch das Direktorium selbst sagt: «Die Nichtkatholiken werden um so eher von der Kirche angezogen, wenn sie die Loyalität für ihre eigenen Prinzipien und die Caritas gegenüber den Personen feststellen, als wenn sie von Gefälligkeiten profitieren, die die Forderungen des Glaubens zu mindern versuchen» (Art. 75).

Die Anstrengung, die verfolgt werden muss, sieht man aber auch noch von einem anderen Gesichtspunkt aus. Es hat sich nämlich gezeigt, dass die prachtvolle Arbeit aller Organisationen der Katholischen Aktion, die Mitglieder mehr zur Christianisierung des profanen Lebens (Ausstrahlung der Caritas) führte, und weniger zu einem sakramentalen Leben. Das war an sich verständlich, denn die Christianisierung des profanen Lebens war das Ziel dieser Organisationen. Diese Arbeit war ein Fortschritt und eine Bereicherung, die man als die eigentliche Eroberung der Katholischen Aktion bezeichnen kann. Aber die Folgen dieser Arbeit müssen in ihrer Wirkung auf die Zukunft

nicht nur von diesem an sich erfreulichen Ergebnis aus betrachtet werden. Es zeigte sich die Gefahr, dass das sakramentale Leben dadurch vernachlässigt wurde. Es zeigte sich eine Tendenz, den Aspekt des Kultes von der Verkündigung des christlichen Lebens zu trennen. Man hat die Erfahrung gemacht, dass eine apostolische Aktion, die ihre Inspiration nicht aus der Quelle der Sakramente schöpfte und die nicht in einer mehr oder weniger absehbaren Zeit zum sakramentalen Leben führt, sehr schnell ohnmächtig wird und in einem naturalistischen Aktivismus endet. Dies war einer der Gründe, warum sich die Gemeindepfarrer manchmal der Katholischen Aktion entgegenstellten und sich frugen: Warum sollen wir Bewegungen unterstützen und ermutigen, die praktisch unsere jungen Leute vom Leben der Gemeinde entfernen?

Der Episkopat wünscht also eine Erneuerung des sakramentalen Lebens als Heilmittel gegen die Entchristianisierung Frankreichs. Entsteht dadurch nicht die Gefahr, dass in den Augen der Gläubigen die apostolischen Aufgaben der Katholischen Aktion weniger eilig erscheinen? Diese Frage fällt in sich zusammen, weil das Pastorale der Sakramente sich nicht an die Stelle des Pastorals der Katholischen Aktion und der Aktion der Missionen setzt, sondern sie vervollständigt und ihnen

eine tiefere, eine mehr übernatürliche Wirkung sichert. Schliesslich soll in dem Gesamtplan, den das Direktorium enthält, die Gemeinschaft der Gläubigen progressiv am Werk der sakramentalen Evangelisation engagiert werden und dies im Namen der apostolischen Verantwortlichkeit. Ist die Stunde nicht gekommen, so fragt Msgr. Guéry, wo jeder Christ von der Wahrheit Zeugnis ablegen muss, indem er sich zum Verbreiter dieser Wahrheit, zum Apostel der Evangelisation macht?

Wenn wir versuchten, eine gedrängte Wiedergabe des Berichtes von Msgr. Guéry zu geben, so einmal, weil die Probleme noch nie mit solch letzter Offenheit dargelegt wurden und des andern, weil er die Grundlage des Direktoriums, wie seine wesentlichen Punkte selbst aufzeigt. Der Text desselben ist lediglich das natürliche Ergebnis dieser Grundlage, die Priestern und Laien zeigt, wie unendlich komplex alle diese Probleme sind und welch letzter Hingabe jedes einzelnen Christen es bedarf, soll unsere Welt nicht den destruktiven Kräften zum Opfer fallen. Die Ehrenhaftigkeit, die Loyalität gegenüber den Prinzipien unserer Kirche, wie der unerschütterliche Glaube an Jesus Christus, sind heute bei jedem Einzelnen von uns mehr denn je engagiert.

Hans Schwann

## Ungarn: Ein geschichtspolitischer Ueberblick

Ein Volk von grosser Begabung und einem ausgeprägten politischen Sinn, das in seiner Geschichte zweifelsohne Grosses vollbracht hatte, ein Volk, das stets dem westlichen Kulturkreise angeschlossen war, steht heute — zusammengebrochen unter dem Joch der östlichen Gewalthaber — nicht nur vor der Gefahr einer staatlichen Auflösung, sondern — den andern gleichbetroffenen Völkern zum Unterschied — auch vor der Gefahr einer gänzlichen Vernichtung als Nation: Ungarn.

Dieses Volk vorzustellen, so wie es war und ist, sein innerstes Wesen klarzulegen und in einer kurzen Zusammenfassung seine Geschichte zu schildern von den Anfängen bis zur tragischen Lage der Gegenwart, — das ist die Aufgabe, die sich Feketékuty gestellt hat.<sup>1)</sup> Er ist bestrebt, den ungarischen Standpunkt mit Bezug auf den mittleren Donauraum darzulegen, einen Standpunkt der — auf eine lange geschichtliche Entwicklung gestützt — ganz eigenartige und sehr markante Charakterzüge aufweist. Zugleich trachtet aber der Verfasser auch den übrigen Völkern des Donauraumes, wie auch den Nachbarn des Ungarntums, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und deren Bestrebungen mit Objektivität zu würdigen.

Der erste und weitaus überwiegende Zug im Wesen des Ungarn ist ein fast leidenschaftliches Nationalgefühl. Wie eine feste Grundmauer bildet dieses Gefühl den Ausgangspunkt für die geschichtliche Entwicklung des ungarischen Volkes, und wie ein Feuerband durchwebt es sein Leben und Wirken bis zum heutigen Tage. Dieses alles umfassende — und oft auch alles ausschliessende — Gefühl ist aber erklärlich und verständlich, denn der Ungar steht, seiner Rasse und seiner Sprache nach, einsam und abgesondert, umschlossen und eingeengt von der grossen Masse seiner germanischen und slawischen Nachbarn. Dieses Gefühl bildet die Stärke des Ungarntums, aber auch seine Schwäche, und es gereicht dem Verfasser zur Ehre, dies vollauf anerkannt und es gleich zu Beginn seines Werkes unumwunden zugegeben zu haben. Aus dieser Grösse und Schwäche erklären sich viele Erscheinungen in der ungarischen Geschichte und — im abgeleiteten Sinne — auch die Vorzüge

und die wenigen Unvollkommenheiten des Werkes.

Mit kräftigen Zügen und einer feinen Analyse führt uns der Verfasser in das Wesen des ungarischen Volkes ein. Er zeigt uns das stolze Reitervolk, das im 9. Jahrhundert in strenger militärischer Zucht und Ordnung — als letzte Welle der Völkerwanderung — nach Mitteleuropa eingezogen war und dann — infolge des Rückschlages von Augsburg (955) — vom mittleren Donauraum Besitz ergriffen hatte und dort selbst sesshaft geworden war. Ein vortrefflicher und notwendiger Aufschluss für das Verständnis der folgenden Zeiten.

Durch diese Niederlassung im Donauraume verwandeln sich nämlich die stürmischen Reiterscharen in ein sesshaftes, Landbau betreibendes Volk, das aber die Vorzüge seiner alten militärischen Organisation beibehält und dadurch zu einem ausgesprochen politischen, staatsbildenden Volke wird und schon sehr früh Anlehnung an den Westen sucht und findet. Die Gestalt des heiligen Stephan, des ersten «apostolischen» Königs von Ungarn, ist ein tiefes Symbol für diese Begebenheit.

In glänzend entworfenen Bildern wird nun die Gründung des ungarischen Staatswesens, die hehren Gestalten der ersten Herrscher aus dem Geschlechte der Arpaden, ihr inneres und äusseres Wirken und die allmähliche Erweiterung ihres Machtbereiches gezeigt. Durch kluge Verbindungen mit den westlichen Dynastien und in steter Anlehnung an die Kirche gewinnt Ungarn an Ansehen und tritt nach und nach in den Kreis der damaligen Kulturmächte ein. Zugleich wird aber die wichtige — von Natur und Schicksal geschaffene — Aufgabe des Donauraumes und seiner Völker sichtbar. Die grosse Aufgabe, nicht so sehr eine Brücke zwischen dem Westen und dem Osten zu bilden — wie dies oft gedeutet wurde —, sondern vielmehr die Pflichten eines vorgeschobenen, aber äusserst wichtigen Stützpunktes des Westens zu übernehmen gegen die Wildheit des immer wieder vorbrechenden Ostens.

Der Verfasser sieht im ungarischen Volke und im ungarischen Staate die Vollzieher dieser Aufgabe, und zweifelsohne ist er im Recht, insofern man den engeren Begriff des Donauraumes in Betracht nimmt. Die erste Abwehr des osmanischen Ansturmes im 15. und 16. Jahrhundert, bis zur schicksalsschweren Katastrophe von Mohacs, wo König, Heer

<sup>1)</sup> Feketékuty László: Ungarn vom Heiligen Stephan bis Kardinal Mindszenty. NZN-Verlag, Zürich, 1950.

und Land verloren gingen (1526), bietet einen nicht geringen Beweis dafür. Allerdings könnte man daraus auch den Schluss ziehen, dass dieser engere Donaauraum, auf sich selbst angewiesen, kaum die nötige Stärke besitzen konnte, um die oben erwähnte Aufgabe vollauf zu erfüllen. Die Geschichte lehrt uns, dass diese Aufgabe erst mit der Zusammenfassung der Gesamtheit des Donaoraumes und seiner Völker, unter Anlehnung an das römisch-deutsche Reich, verwirklicht werden konnte.

Und hiemit berühren wir den grossen Wendepunkt in der Geschichte des Donaoraumes: Die Wahl Ferdinand I. zum König von Ungarn, welcher seine Wahl zum König von Böhmen kurz voranging (1526), und der die Wahl zum römisch-deutschen Kaiser später (nach der Abdankung Karls V.) folgte (1556). Von nun an sollten alle Donauländer und -völker miteinander, zugleich aber mittelbar mit dem Reiche, wenigstens dynastisch, verbunden bleiben. Der Donaauraum wird Mitteleuropa.

Nur zwei Grossmächte gab es zu jener Zeit: Das Reich und, auf dem geistigen Gebiete, der Heilige Stuhl. Schon lange war Ungarn dem letztern treu ergeben. Wenn es im Jahre 1526 durch die Wahl Ferdinands eine dauernde Anlehnung zum erstern fand, so erblicken wir darin nur eine kluge, im Zeitpunkte einzig mögliche Politik, die dem Land und Volk einen sicheren Rückhalt zu bieten vermochte. Zugleich aber — und dies können wir kaum übersehen — bedeutete das Jahr 1526 die erste Zusammenfassung sämtlicher Donauländer zu einem grossen, überstaatlichen Gebilde. Was früh sich schon im natürlichen Streben der ungarischen (Bela IV., 1235—1259) und böhmischen (Przemysl Ottokar II., 1253—1278) Könige zeigte und vorübergehend unter Sigismund (1410—1437) und Albrecht II. (1438—1439) erreicht wurde, wird nun eine ständige Wirklichkeit. Was aber die Arpaden, die Przemysliden oder die Luxemburger nicht behaupten konnten, wird von nun an die grosse Sendung der Habsburger: das Zusammenfassen der Donauländer und die Aufrechterhaltung dieses grossen übernationalen und überstaatlichen Gebildes.

Der Verfasser behandelt aber nur Ungarn. Sein Werk ist ausschliesslich der ungarischen Geschichte gewidmet, und demzufolge erschöpft er sich in der Darstellung seines Volkes und darum auch des engeren Donaoraumes. Es ist sodann verständlich, dass er das neue Gebilde mit einiger Zurückhaltung betrachtet und es sogar — vom nationalen ungarischen Standpunkt aus — gewissermassen ablehnt.

Das stolze ungarische Nationalbewusstsein hat sicher viele positive Seiten. Es führt aber immer wieder zu einem verhängnisvollen Zwiespalt: Ablehnen eines überstaatlichen Gedankens einerseits, andererseits aber doch die dunkle, unterbewusste Einsicht, dass der ungarische Staat ohne Verbindung mit den übrigen Donauländern, für sich allein, kaum bestehen kann. In stetem Kampfe der ungarischen Staatsidee mit der habsburgischen Reichsidee sollten sich die kommenden Jahrhunderte erschöpfen.

So ist es auch zu erklären, dass das Werk Feketékuty's in seiner zweiten Hälfte, d. h. in der Darstellung der ungarischen Geschichte von 1526 an, wesentliche Unterschiede gegenüber der ersten aufweist. Während uns die ersten Kapitel seines Buches eine ausserordentliche Fülle von lehrreichen Angaben bringen, in welchen das ungarische Volk in seinem Wesen, seinem Leben und Streben glänzend geschildert wird, finden wir in den weiteren zwar denselben nationalen Stolz, aber auch einen gewissen Vorbehalt, insbesondere wenn es sich um die neuen, man würde sagen «gemeinsamen» Interessen handelt, die auf einem höheren Plane zu suchen und zu finden wären.

Gewiss, die Ungarn haben mit grossem Mut, mit Aufopferung und Ausdauer für die Befreiung ihres Landes von den Türken gekämpft. Aber es kann gerechtfertigterweise die Frage auf-

geworfen werden, ob sie dies je hätten erreichen können ohne die siegreichen Feldzüge der kaiserlichen Heere. Wie dem auch sein mag, im Jahre 1699 stand Ungarn befreit in seinem alten Ausmass. Es konnte sich rasch erholen und seine alte Verfassung wieder zu neuem Leben entfachen. Auf Grund dieser Verfassung aber, d. h. durch den Beschluss der berufenen Körperschaften, schritt Ungarn frei und ungezwungen zu einem noch engeren Anschluss an die übrigen Donauländer, indem es die von Kaiser Karl VI. verfasste und angebotene «Pragmatische Sanktion» annahm (1723). Der Verfasser sagt uns aber nichts darüber; er scheint selbst die Erwähnung dieser hochwichtigen Begebenheit vermeiden zu wollen. Und doch bildet die «Pragmatische Sanktion» den Grundstein zur weiteren unzertrennlichen Verbindung Ungarns mit den übrigen Donauländern, unter dem Szepter der Habsburger, eine Grundlage, die später im Laufe des 19. Jahrhunderts der grosse ungarische Staatsmann Franz Deák voll anerkannt und auf der er das moderne Ungarn aufgebaut hatte.

Mit dem 19. Jahrhundert treten neue Probleme auf. Die alte ungarische ständische Verfassung kommt ins Wanken, mit urwüchsiger Kraft bricht sich der moderne Nationalismus seine Bahn. Die Umwandlung des alten Ständestaates in einen modernen und — zumindestens theoretisch — demokratischen Staat — das Kernproblem der Revolution von 1848 — schildert uns der Verfasser mit meisterhaften Zügen.

Das Erwecken des neuen nationalen Gedankens ereignete sich aber gleichzeitig bei allen Völkern des engeren Donaoraumes, also auch bei den nicht-magyarischen Völkern (Rumänen, Slovaken, Serben), die innerhalb Ungarns oder im Anschluss an Ungarn (Kroatien) lebten. Obwohl er der Frage der Nationalitäten ein unleugbares Wohlwollen entgegenbringt, vermeidet der Verfasser eine erschöpfende Darstellung dieser Frage, die bereits vor dem Sturmjahre 1848 ein brennendes Problem dargestellt hatte, durch dessen gerechte Lösung vielleicht so manche spätere Enttäuschung hätte vermieden werden können.

In den letzten Kapiteln seines Werkes entwirft uns der Verfasser, in grossen Zügen, das Bild der letzten Dezennien des 19. Jahrhunderts, den ersten Weltkrieg und den Zusammenbruch von 1918. Es folgt die Auflösung der alten Gemeinschaft, die Bildung einer Reihe von Kleinstaaten: Mitteleuropa geht verloren. Das Trianon-Ungarn ist nurmehr ein Schattenbild des alten Staates, seiner natürlichen Grenzen beraubt, wirtschaftlich und politisch vernichtet, — aber immer noch stolz und selbstbewusst, auf eine bessere Zukunft hoffend. Dann aber kommt der zweite Weltkrieg und der noch tiefere Zusammenbruch von 1945: Land und Volk unter der Knechtschaft des Ostens. Ein Reich, ein Volk liegen zertrümmert am Boden. Dunkle Kräfte, vor denen sie durch Jahrhunderte auf Vorposten gestanden sind, haben gesiegt. Und doch: Die Seele des Volkes ist nicht gestorben, ist nicht versklavt worden. In Treue steht sie zu ihrer alten Einstellung. Kardinal Mindszenty ist ein lebendes Symbol dieser Haltung.

Hat es einen Sinn, von geschichtlichen Verfehlungen zu sprechen oder nach ihnen zu forschen? Gewiss ja, — wenn man dieselben im eigenen Kreise sucht. Und wir müssen anerkennend hervorheben, dass dies der Verfasser in hohem Masse tut. Er sieht das Gute, übersieht aber nicht das Schlechte. Fehler wurden von allen Seiten begangen. Die Erfahrungen von 1918 und 1945, der erschreckende Tiefpunkt der Gegenwart, dürften genügend Belehrungen enthalten.

Die Zukunft? Behutsam und fast zaghaft berührt der Verfasser diese Frage. Er erblickt die Zukunftschance in einem Bunde, einer Konfoederation der Völker des Donaoraumes. Ein gesunder und aufbauender Gedanke, — der einzige vielleicht, der nicht nur dem engeren oder weitem Donaauraum ein freies Bestehen sichern könnte, sondern der auch im dringendsten Interesse Europas und seiner Zivilisa-

tion liegt. Denn Europa — ohne Mitteleuropa — ist dem Tode geweiht. Die bittere Not der Gegenwart dürfte die Völker Mitteleuropas zur Einsicht gebracht haben, dass sie, einzeln und allein, nichts bedeuten, zusammengeschlossen aber ein grosses und starkes Ganzes bilden könnten.

Die blosser Vergangenheit dürfte aber hiebei nicht so sehr in Betracht gezogen werden. In Ehren sollte sie — als Erinnerung bewahrt bleiben. Aber sobald aus der Vergangenheit geschöpfte Behauptungen über Kulturhöhe oder geschichtliches Verdienst aufgeworfen würden, könnten nur neue Konflikte, Zank und Hader entstehen. Alle Völker des Donauraumes sind klein, alle sind nur Splitter im Vergleiche mit den gewaltigen Massen ihrer Umgebung.

Auch das historische Staatsrecht dürfte kaum eine erspriessliche Grundlage für einen Wiederaufbau in der Zukunft bieten. Ein Staatsrecht schliesst das andere aus, und stehen sich deren zwei oder mehrere gegenüber, so kann es kaum zu einem harmonischen Gefüge kommen.

Es gibt aber unendlich grössere und wertvollere Triebkräfte, die alle in gleicher Masse für einen Zusammenschluss wirken. Es sind dies: Ein grosser, von Natur aus einzigartig geschaffener Raum, ein unzertrennbares wirtschaftliches Gebiet, unendlich reich an Erzeugnissen aller Art die sich gegenseitig ergänzen, und endlich deren wichtigste: Die grosse kulturelle Gemeinschaft, die Zugehörigkeit zum westlichen Christentum. Diese Triebkräfte schaffen eine Einheit. Über diese Einheit hinaus beginnt eine andere Welt. An den Grenzen dieses grossen Gebietes stehen sich Westen und Osten gegenüber.

Auf diesen Grundlagen, die die kategorischen Merkmale Mitteleuropas bilden, und es vom Osten wie auch vom Südosten scharf trennen, könnte ein neues übernationales Gefüge aufgebaut werden. Vorausgesetzt aber, dass die Berufenen durch Einsicht und Willen einen überstaatlichen und übernationalen Gedanken als erste Bedingung für eine wahre Konfoederation überzeugt aufnehmen wollten. A. M.

## Religiöse Problemgestaltung im modernen Roman

Die künstlerische Gestaltung religiöser Probleme in der Romanliteratur der Gegenwart ist keine Seltenheit mehr. Namen wie Graham Greene, Evelyn Waugh, Henry Morton Robinson u. a. bezeugen das zur Genüge. Es scheint fast, dass in dieser literarischen Gattung das katholische Glaubensgut, salonfähig gemacht, noch am ehesten in die der Kanzel fernsten Kreise dringt. Die folgenden drei Romane dürften nicht bloss durch ihr literarisches Format, sondern durch ihre Eigenart Aufmerksamkeit erregen. Drei Romane — drei Welten, und im innersten Geheimnis doch verbunden.\*

Der Physikprofessor der Universität Montevideo, R. L. Fonseca, hat mit seinem Erstling «Geheimnisvolle Rose» gleich den internationalen Romanpreis erworben. Der Hergang des Geschehens ist kurz folgender: Italienische Klosterfrauen kehren aus der Mission zurück, nachdem sie von chinesischen Banditen in ihrer gottgeweihten Jungfräulichkeit versehrt worden waren. Rom weist die Nonnen auf ein versponnenes Klösterchen in den Bergen. Der Austritt aus dem Orden ist jeder der Schweregeprüften freigestellt. Nur Schwester Juana nimmt dieses Privileg an. Von den andern erfahren zwei das Drängen der ungewollten Mutterschaft. Schwester Hilaria gibt einem lebensunfähigen Knäblein das Licht und verfällt ob seinem Hinwelken dem Wahnsinn. Schwester Praxedes hingegen schenkt dem entzückten Konvent ein Mädchen, Addolorata. Das Mädchen wird nach Jahren von einem kinderlosen Ehepaar gesetzten römischen Adels adoptiert. Hübsch und verwöhnt bekommt Addolorata einen standesgemässen Mann, namens Filippo. — Juana, die Ausgetretene, gerät mit ihrer dämonischen Leidenschaft an den leichtlebigen Fisch Filippo. Sie hatte im Kloster bei ihrer ehemaligen Oberin um Wiederaufnahme ersucht, die ihr aber verweigert wurde. Hier lernte sie Filippo bei einem Besuch kennen. Praxedes, die alles für das Heil ihres Kindes versucht, ahnt das Verhängnis. Bei einer Unterredung in Juanas Boudoir tritt sie der Verführerin entgegen, die einen erschreckten Schritt nach rückwärts tut und aus dem niederen Fenster stürzt. Beim Gericht wird das Geheimnis der Mutterschaft der Schwester Praxedes gelüftet, und Addolorata bringt sie ins Kloster zu-

rück, wo sie stirbt. — Die Geschichte hört sich einfach an, ins Zeitlose aber wächst sie durch ihre psychologische Tiefe. Die wahren Schrecken ereignen sich in unserer inneren Welt. Wo keine Leidenschaften sind, kann es auch wenig Probleme geben. Das Problem hier ist das verborgene Drama der unglücklichen Mutterschaft von Schwester Praxedes. «Es war eine unendlich schwere Aufgabe, alle Mütterlichkeit aufzugeben, ohne auf das Leben selbst zu verzichten, und noch schrecklicher war es, ein Leben fortsetzen zu müssen, in dem sie mit sich selbst unzufrieden war und das Bewusstsein hatte, in ihrem Streben nach Vollendung gescheitert zu sein. . . Der Gedanke an das stille Leben ohne den Anreiz, den es bisher für sie gehabt hatte, an jenes Leben, das man wohl oder übel ertragen musste, erschreckte sie jetzt, nachdem sie die warme Fülle der Mutterliebe kennen gelernt hatte.» Diese Mutterschaft hob Schwester Praxedes Leben aus den Angeln, erlaubte ihr nicht, Nonne zu sein mit der inneren Ruhe jener Frauen, die sich in ihrem elfenbeinernen Turm einschliessen und sich dem Willen Gottes ergeben. Aber sie erlaubte ihr auch nicht, Mutter zu sein, was bedeutete, dass sie wie eine Löwin kämpfen würde, die ihre Jungen verteidigt. Manchmal dachte Schwester Praxedes an die römische Jungfrau, die sich ihres gesamten Besitzes entäussert hatte, um ihn der Kirche und den Armen zu geben. Auch sie musste sich von allem trennen, sogar von ihrer Tochter. Es gibt nun nichts, das mit Gottes Hilfe nicht die richtige Lösung fände. Mutter Gabriela weiss immer wieder aus grosser seelischer und religiöser Überlegenheit heraus die seelisch ermatteten Ordensfrauen zu trösten und zu stärken. Die Kirche selbst erkennt in ihren Töchtern, die durch die Grausamkeit der Sünde anderer verletzt wurden, neue Märtyrerinnen des Glaubens und der Evangeliumsverkündigung. Das Brandmal ihrer Schmach gleicht den Wundmalen des Herrn.

«Das geschändete Antlitz» des Holländers Ouwendijk ist eine Familiengeschichte, deren Lebensschicksal weit entfernt von allen ausgetretenen Spuren verläuft. Die Grundhaltung dieser Geschichte ist absolut christlich, denn «das Leben ist nur in einer Hinsicht von Bedeutung: nicht von einer bescheidenen und untergeordneten, aber auch nicht von einer streitbaren und grossartigen, sondern von jener kalten unheimlichen Bedeutung, die ihm von jenseits der irdischen Grenzen aufgedrückt wird. . . Seine Bedeutung wird offenbar beim ersten Augenaufschlag nach dem Verlöschen der Pupillen». Und dennoch, so

\* Fonseca Rodolfo L.: *Geheimnisvolle Rose*. Die seltsame Mutterschaft der Ordensfrau Praxedes. Roman. Kemper-Verlag, Heidelberg 1950.

Ouwendijk Dick: *Das geschändete Antlitz*. Roman. Verlag J. Schnell-sche Buchhandlung, Watendorf, Westf. 1950.

Besoka: *Das Menschenherz. Fortis ut mors*. Stark wie der Tod ist die Liebe. Ignis-Verlag, Freiburg, Schweiz 1950.

fragt man sich, wie kommt es, dass aus dieser gutsituierten katholischen Familie der Arzt ungläubig wird, eine Schwester heiraten muss, der Geistliche desertiert? Es war, als ob die ganze christliche Substanz aufgebraucht worden wäre. Einzig die Schwester Hilde, die ins Kloster ging, um sich dem Herrn als Sühnopfer anzubieten, erfüllte restlos im positiven Sinne ihre Aufgabe. Ihr Tod vermochte den atheistischen Arzt wieder zum Glauben zurückzubringen. Die Geschichte dieser Familie beginnt mit dem Tag, wo die Geschwister ihre eigenen Wege gingen, genauer mit dem Tag, an dem Auke zum Priester geweiht wurde. Sie ist daher in erster Linie ein moderner Priesterroman und am ehesten mit Bernanos «Sonne Satans» zu vergleichen. Bei einem Besuche des Bruders in der Vikarstube fiel ihm eine Holzplastik auf. «Am stärksten berührte mich eine alte Christusstatue aus Holz, die auf dem Kaminsims stand. Das Antlitz war entstellt, ein tiefer Spalt lief von der Stirn über die Nase zur linken Mundecke, was diesem Antlitz einen unsäglich müden und traurigen Ausdruck gab. Der Blick war geradewegs auf den Stuhl gerichtet, in dem ich sass. So oft ich auch meine Augen abwandte, immer wieder zogen mich die Spaltwunde in diesem Männerantlitz und beiderseits des Spaltes das Geheimnis dieser unbeweglichen, forschenden Augen in ihren Bann. Es war mir unbegreiflich, wie Auke diesen Blick ertragen konnte.» «Ja», sagte er, «sie ist gut geformt. Wie auch wir gut geformt waren. Nach seinem Bild und Gleichnis, Derk!» Er starrte das Bild an und legte mit einer schmerzlich liebko-senden Gebärde seine Hand auf den Kopf mit dem wallenden Haare. Er sagte: «So sehr nach seinem Bild und Gleichnis geformt, dass sogar die Verunstaltung unserem Antlitz nicht erspart geblieben ist. Glaube mir, nur ein halbes Jahr Priestertum ist notwendig, um zu wissen, wie tief die Verunstaltung geht!» «Die Sünde, Derk, . . . das ist die Sünde! Es gibt nichts, das so versteinert, das eine solche Wüste in uns zurücklässt, wie das Wissen um dieses Entsetzliche. Sogar Er (Auke legte seine Hand auf den entstellten Kopf der Christusstatue) sah in diesem Wissen sein Ideal verblassen, in einem Nebel von Angst und Ekel untergehen.» Sünde — Erlösung, das ist das eigentliche Kernproblem dieses Romanes. Dabei sieht der Priester nur die Sünde und ihre Verheerungen. Alles in der Welt ist dä-monisch, verteufelt; es gibt kein Gottgeheimnis der Welt. Der ganze Kosmos seufzt nicht bloss unter dem Fluche der Sünde, sondern er ist entgottet. Auke führte seinen Bruder ans Fenster, von dem aus man den schönsten Ausblick genoss.

«Früher konnte ich bei diesem Anblick kaum atmen vor Friede und Rührung. Ich dachte, ein solcher Friede könne nur von Gott erfüllt sein. Überall sah ich Christus, selbst in dem Dachs, den ich oft über das Land glaubte schleichen zu sehen; ich konnte es ertragen, wenn ein Kaninchen in Todesnot aufschrie — überall, so wusste ich, im Sterben wie im Leben war Gott gegenwärtig — spielend mit dem Weltall, wandte Er für einen Augenblick lächelnd Seine Aufmerksamkeit auf den kurzen Raubschrei einer Eule, auf den Hochzeitsgesang eines Taubenpaares.» Das war franziskanischer Einklang von Gott und Welt und mit dem Bruder Geschöpf. «Aber jetzt!» sagte er. «Jetzt, jetzt weiss ich, dass alles falsch ist. Der ganze scheinbare Friede, Derk, das Dunkel ist nur die Domäne des Bösen. . . Wenn ich jetzt am Fenster stehe, würde es mich nicht wundern, wenn ich den Brodem des Bösen hochsteigen sähe. . . In dem einen oder anderen Psalm steht: Der Gestank von Böcken und brennendem Fett ekelt mich! Aber mit welchem Gestank wird Christus beladen? . . . Die ersten Monate, wo ich Ihn morgens in den Händen hielt, Ihn emporhob, sah ich Ihn heil, ohne Wunden, ohne Beulen. . . den guten heiligen Leib unseres Herrn! Jetzt sehe ich ihn beschmutzt, geschlagen, mit unseren Beulen und Geschwüren bedeckt. Immer wieder reiche ich ihn Mündern, deren schreckliches Gestammel ich fast Wort für Wort noch kenne. . . Ich könnte fast Widerwillen bekommen vor meinem Herrn!» Bisweilen ist diesem Priester, als ob plötzlich eine Orgie von Wollust durch die Pfarrei zöge; so, dass ein Missionsprediger einmal zu ihm sagte: «Pastor, was für eine Bestialität herrscht in Eurer Pfarrei!»

Diese Weltsicht ist manichäisch, ist, als ob Gott sich von seiner Welt zurückgezogen hätte und nur noch ein Misthaufen übrigbliebe. Diese Weltsicht vergisst, dass die Gnade stärker ist als die Natur, vergisst, dass Gott zu den Sündern gekommen ist, sie zu erlösen, dass er die Welt nicht so erlöst hat, dass keine Sünde mehr vorkommen kann, sie vergisst die felix culpa des

hl. Augustin. Neben dieser Auffassung, oder Hand in Hand mit ihr, macht Auke die Erfahrung, dass Gott nicht lauter Wonne ist, dass er sich unserer Seele als eine Bedrängnis zu erkennen gibt. So schwindet immer mehr, wie Auke meint, die innere Voraussetzung, sein Priestertum zu leben. Er wurde nicht, wie man sagt, ein abgefallener Priester, ein Abtrünniger, aber ein Deserteur aus Furcht und Resignation. Warum habe ich in meiner Aufgabe versagt? fragt er sich später. «Wenn man eine Arbeit zu gut tun will, steckt auf die Dauer einem der eigene Eifer einen Knüppel zwischen die Beine, und man liegt auf der Nase, ehe man sich's versieht. Ich erkannte nicht, dass meine priesterliche Arbeit sehr bescheiden und unansehnlich sein musste. Das begriff ich erst, kurz nachdem ich sie aufgegeben hatte. . . Ich wusste nicht, dass unsere ganze Seelsorge nur eine Frage des Glaubens ist, vielleicht weniger noch an Gottes Heiligkeit und Gnade als an unsere eigene Ohnmacht.» In seiner Abgeschiedenheit kommt er zur Erkenntnis, «dass Christus den Augenblick gekannt hat, worin Er sich ekelte vor der Gestalt, die Er angenommen hatte. Und in diesem Ekel liegt unsere Aufgabe. . . Wir sollen nichts anderes tun, als sein Antlitz von allen sich lösenden Krusten und aufbrechenden Geschwüren reinigen. . . Wenn man dies tut, wird einem auch nie die Welt des Bösen zuwider sein. Weil man sie erlebt als erfüllt von den Schmerzen Christi.» Darin liegt wohl die Lösung. Auke stirbt versöhnt mit Gott. Er sieht nun die Welt wie sein Christus-bild, unwiderstehlich und doch entstellt. Die ganze Erde sein Bild, heilsanftmütig, ohne jede Verunstaltung geformt, aber durch unsere Unvollkommenheit, unsere Sünde, unsere Wollust gespalten, verunstaltet, mit einem Spottmantel behangen, und wie ein Harlekin zur Schau gestellt.

Besokas «Menschenherz» will kein Roman sein. Und wozu soll man einen Roman schreiben, wenn das Leben selber viel reicher und erschütternder ist, als es selbst die kühnste menschliche Phantasie auszudenken vermag? Das Buch sei nur ein kleines Stück Leben, weder ein erhebendes, noch ein tragisches Schauspiel, höchstens ein Blick hinter die Kulissen. Hier muss diese bescheidene Ansicht richtiggestellt werden. Ein ungeheures Stück Leben breitet sich da vor unseren Augen aus: Glanz und Elend einer Grosstadt. Wer einmal hinter diese Kulissen geschaut hat, der weiss: da ist der Zauber aus.

«Die herrlichen Kostüme werden aufgeräumt, die Sonne war aus Blech, das Lachen nur auf die Minute bestellt. Aber auch die tragische Geste fällt dahin: unter der Schminke des Schuftens schaut vielleicht ein Edelmann, unter der des Helden ein Feigling heraus. Die Tragische entpuppt sich oft als Gänschen, die Dame dann und wann als ein mit allen Wassern gewaschenes Weib. Wo wir, Theater' vermuten, da ist oft Heldentum und heilige Hingabe an ein Ideal, und wer den Rahmen der Ehrbarkeit nie zu brechen schien, über den kann Gott vielleicht den Stab schon längst gebrochen haben. Was wir als Heiligkeit erachten, kann auch nur gnädige Bewahrung vor der Prüfung sein, und wo wir glauben, dass uns Gestank der Gosse in der Nase kitzle, da ruht vielleicht die ewige Wahrheit in ungetrübter Reinheit in den Seelen.»

Das Buch ist völlig desillusionistisch. Nicht umsonst zeigt sein Umschlag einen Menschen, der die Maske abgezogen hat. Eine ungeheure Wahrheitsliebe diktierte die Feder und eine noch grössere Menschenliebe schritt zur Tat. Es zeigt Höhen und Tiefen der Menschenseele, die Fülle von Erleben in der geheimnisvollen Welt des menschlichen Herzens. Maica, eine Tochter verwöhnter Gesellschaftskreise, lebt als einfache Arbeiterin, um das Leben und die Wahrheit unverblümt kennen zu lernen. Es ist also ein Tatsachenbericht, eine Reportage und spielt sich in einer Millionenstadt ab. Diese Tochter, die geistig und körperlich alle Gaben besitzt, um als Mensch, als Frau und als Künstlerin etwas zu bedeuten, geht hinaus in die unsaubersten Elendsviertel, um zu helfen. Sie interessiert nur der innere Wert der Menschen. Sie erkennt nur einen Adel: den Herzensadel. «Nur ein Trost ist echt», heisst es irgendwo, «und den kann nur Gott allein spenden. Aber um ihn empfangen zu können, muss man zuerst mit dem Gesicht im Staube liegen.» Die Heldin des Buches, ein weiblicher «Sankt Sebastian vom



Wedding», scheut vor keiner Situation zurück, wenn es gilt, den Ärmsten der Armen zu helfen, die keine Organisation mehr erreicht. «Es ist ein Rätsel», heisst es einmal, «warum ausgerechnet für die Jugend aus dem Glauben fast immer etwas gemacht wird, was man unbedingt verlieren muss, wenn man ins Leben hinausgeht, wie etwa die Hühner ihre Federn. . . Und dennoch, so viel ich weiss, gehen ja gerade die Hühner drauf, die jene üble Mauserzeit nicht mitmachen.» So ist denn gerade dieses Buch ein ungeheurer Appell an das christliche Gewissen, ohne leere Phrase, ohne ästhetisches Geschwätz und gefühlstriefende Schwärmerei. Die Autorin hat dies alles erfahren und erlitten, um diese Erschütterungen der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Alles Grosse ist ein Wagnis. Auch dieses Buch, das nur von Menschen erzählt, bei denen entweder eine Katastrophe schon passiert oder noch im Werden war. Es ist rücksichtslos wahr und trotzdem keine groteske Sammlung von Aussergewöhnlichem. Freilich enthält es Stellen, die fast abstossend wirken und unwahrscheinlich vorkommen. Kompositorisch ist es ein Meisterstück, wie sich die vielen Begegnungen zusammenfinden und doch einige Hauptakteure die Aufmerksamkeit stets fesseln. Das eine grosse Thema ist dem

Hohelied entnommen: «Stark wie der Tod ist die Liebe, und wie die Hölle ihre Leidenschaft.» Mit bürgerlichen Vorurteilen räumt es gründlich auf und lässt überall anklingen, dass nur Samariterdienste Menschen bessern können, vorgelebter Glaube, heldenmütiges Christentum. So fällt mitunter auch gar manches harte Wort. «Oh, wenn die Theologen hören könnten, was ich Tag für Tag vernehmen muss, wie sie gerade durch ihre Weisheit den Glauben der Kleinen wie Engerlinge an den Wurzeln abnagen. Die meisten gehen ja darum nicht mehr in die Predigt, weil sie auf der Kanzel immer alles wissen. Dann werden sie irre. Sie fragen mit Recht, warum denn die christliche Welt nicht besser wird, wenn doch alles so klipp und klar und einfach ist, und für jedes unlösbare Problem ein fertiges Kochrezept bereit liegt.» Nicht derjenige hat Einfluss auf solche Menschen, der die besten und leichtesten religiösen Lösungen für alle bereit hält, sondern derjenige, der ihre Probleme am tiefsten miterlebt und ihre inneren Kämpfe am aufrichtigsten mitleidet. Jedes Schicksal eines anderen Menschen ist eine persönliche Frage Gottes an uns selbst. Darf man da noch sagen: «Zuviel der Tragik, zuviel des Leides?»

Dr. Jakob Gander.

## Ex urbe et orbe

### Tatsachen vom Kirchenkampf in Osteuropa

*Wir wollen hier nicht auf jene alltäglich gewordenen Ereignisse hinweisen, die den Kampf gegen die Kirche in den Ländern hinter dem Eisernen Vorhang so bitter und grausam machen, wie etwa die ständigen Priesterhaftungen, Zwangsverschiebungen, Folterungen u. a. m. Auch auf die z. T. verschiedene Taktik dieses Kampfes in den einzelnen Ländern haben wir früher schon oft hingewiesen, sie ist bedingt durch andere historische Voraussetzungen und durch die verschiedene religiöse Gegenwartssituation in den einzelnen Ländern. Dagegen glauben wir einzelne besonders wichtige Tatsachen, die diesen Kampf vor allem in den letzten Monaten charakterisieren, wieder einmal in einem gedrängten Überblick zusammenfassen zu müssen.*

#### Ungarn

Seit dem Juli erscheinen in der ungarischen Presse laufend sogenannte «Resolutionen und Aufrufe aus allen Bevölkerungsschichten», die von der kommunistischen Regierung verlangen, sie solle die sogenannte «klerikale Reaktion» ausschalten. Der gegen den Nachfolger Kardinal Mindszenty, Erzbischof Groess, geführte Schauprozess war sozusagen ein Auftakt für diese neue Kampagne, in der die letzten noch legalen kirchlichen Obrigkeiten liquidiert werden sollen. Die Kommunisten arbeiten mit dem Mittel der allgemeinen Verwirrung: Sie produzieren echte und gefälschte Resolutionen, sie setzen Gerüchte in die Welt, sie erpressen Erklärungen gegen die Kirche und ihre Würdenträger, sie führen Verhaftungen und Absetzungen durch. Es wird mit Gewalt und mit List versucht, allerorten an Stelle der legalen kirchlichen Behörden schismatische oder schwache, den Kommunisten ergebene Priester einzusetzen. Die gefährlichste Verordnung auf diesem Sektor des Kampfes gegen die Kirche ist am 3. Juli erlassen worden: Sie verlangt, dass Erzbischöfe, Titularerzbischöfe, Bischöfe, Hilfsbischöfe, Äbte und Ordensprovinziale nur mit vorheriger Zustimmung des Präsidenschaftsrates der ungarischen Volksrepublik ernannt werden dürfen, und statuiert ausserdem, dass dies auf diejenigen Ernennungen anzuwenden ist, die seit dem 1. Januar 1946 vorgenommen worden sind. Das heisst, dass die in den letzten Jahren vom Heiligen Stuhl ernannten Würdenträger, namentlich die von Rom vorsorglich für die am meisten bedrohten Bischöfe eingesetzten Stellvertreter, aus ihren Ämtern verjagt werden sollen, wenn sie

sich nicht dem roten Regime unterwürfig zeigen. Das heute gültige, erzwungene Abkommen des ungarischen Episkopates mit dem Staate, das im Sommer 1950 der Massenverhaftung der Klosterleute folgte, verpflichtet die Kirche zur Anerkennung und Unterstützung der Staatsordnung und der Konstitution der ungarischen Volksrepublik, ferner zur Gutheissung des bolschewistischen Fünfjahresplanes und der Kollektivisierung der Bauernschaft, sowie der Billigung der stalinistischen «Friedensbewegung». Dafür hat sich der ungarische Staat verpflichtet, der katholischen Kirche eine sogenannte Freiheit der Betätigung zu garantieren, acht kirchliche Schulen, die bereits verstaatlicht gewesen waren, zurückzugeben und für 18 Jahre, in einem sich alle drei bzw. fünf Jahre proportional verringernden Masse, einen Beitrag für katholische Kirchenzwecke auszurichten. Die «Neue Zürcher Zeitung» schrieb in ihrem Kommentar zu diesem Abkommen: «In einem gewissen Sinne muss dieser Vertrag als eine Art ‚Liquidationsabkommen‘ erscheinen, weil die Kirche dem ihr wesensfremden Regime ihre Unterstützung zusagte und gleichzeitig in einem absehbaren Zeitraum auf ihre Subsistenzmittel verzichtete, die ihr im totalitären Staat nur von der Regierung, nicht von Privaten, zur Verfügung gestellt werden können.» Dies lässt klar auf den Terror schliessen, unter dem ein solch widersinniges Abkommen zustande gekommen sein muss. Mit grösstem publizistischem Aufwand hat das ungarische Regime ferner im Juli die Loyalitätserklärung des Episkopates und den Treueid des hohen Klerus gegenüber der Volksrepublik verbreitet. Die Erklärung des Episkopats weist in der offiziellen Wiedergabe keine einzige Bischofsunterschrift auf: Sie unterstreicht die Anerkennung der Volksrepublik und enthält anschliessend folgenden geradezu grotesken Satz: «Wir verurteilen und brandmarken besonders diejenigen Mitglieder des Klerus, auf deren sträfliche Tätigkeit in den letzten Tagen ein Licht gefallen ist. . . » Dieser Satz würde klar besagen, dass die katholische Geistlichkeit das Schandverfahren gegen Erzbischof Groess und das Terrorurteil gegen ihn gutheisst! Folgerichtig würde das bedeuten, dass der ungarische Episkopat bereit wäre, sich der vom Heiligen Stuhl ausgesprochenen Exkommunikation gegen alle Mithelfer am Prozess gegen Erzbischof Groess auszusetzen.

In Ungarn ist ein Staatliches Kirchenamt, wie es in der Tschechoslowakei schon seit bald drei Jahren existiert, erst Mitte Mai 1951 geschaffen worden. Bis dahin wurden dort, so

wie früher auch in der Tschechoslowakei, die kirchlichen Angelegenheiten vom Schulministerium mitbehandelt: Da aber unter dem gegenwärtigen Regime irgendein Einfluss der Kirche auf Schulfragen nicht mehr existiert, dagegen der rote Krieg direkt gegen die kirchliche Organisation geführt wird, wird ein besonderes Amt für diese Aufgaben eingesetzt. Die Leitung des ungarischen Staatsamtes für kirchliche Angelegenheiten hat ein früherer Trambahnschaffner, der fanatische Kommunist Stefan Kossa, inne — der Prager Leiter Zdenek Fierlinger, früherer tschechoslowakischer Gesandter in Bern und Moskau, ist dagegen mit den feineren, diplomatischen Formen des Kampfes gegen die Kirche wohlvertraut. Der Treueid, den die ungarischen Bischöfe, ihre Stellvertreter, mit zwei Ausnahmen, und die Oberen der vier noch erlaubten Orden auf die Volksrepublik leisteten, enthielt das Versprechen, der «Volksdemokratie» und ihrer Konstitution die Treue zu halten, ihre Geheimnisse zu bewahren und die Entwicklung der Volksrepublik zu unterstützen. Der praktische Erfolg dieses Treueids für die Kirche selbst ist natürlich auch gleich Null: Der Vorsitzende des Präsidialrates der ungarischen Volksrepublik, Sandor Ronai, hat nach der Eidesleistung erklärt, diese sei nur ein erster Schritt — und man erwarte nun, dass die Bischöfe ihre Treue durch Taten beweisen... Die ungarische Gleichschaltung zielt sichtlich dahin, allmählich alle romtreuen oder der Romtreue verdächtigen Priester durch Mitläufer aus dem stalinistischen Friedensausschuss zu ersetzen.

### *Tschechoslowakei*

Nimmt man die Tageszeitung der seit 1948 kommunistisch ausgerichteten früheren katholischen Volkspartei in die Hand, so liest man Leitartikel von angeblichen geistlichen Herren, die vollkommen im Dienst der Moskauer Friedenspropaganda stehen, die für das Ende des Kleinbauerntums und seine Kolchosierung eintreten, die gegen den westlichen Kapitalismus als alleinige Wurzel allen Übels in der Welt wettern — in den Sonntagsausgaben findet man freilich daneben auch exakte religiöse Betrachtungen, Erklärungen des Sonntagsevangeliums, Berichte über berühmte Wallfahrtsorte des Landes, Artikel über die Caritas-Tätigkeit in Dorf und Stadt, so dass man versucht wäre zu glauben, dem religiösen Leben in der Volksdemokratie fehle es an gar nichts. Darüber, dass zahllose Priester und Klosterleute verhaftet sind, in Konzentrationsklöstern leben und Zwangsarbeit tun, dass die von Staats wegen eingerichteten Priesterseminare in Prag und Bratislava, die allein dem Priesternachwuchs offen stehen, antirömische, vom materialistischen Gedankengut Lenins und Marxs überzeugte Schein-Priester heranzüchten sollen, dass die von den Kommunisten eingerichtete «Katholische Aktion» eine der kirchlichen Hierarchie feindliche Sprengaktion darstellt — davon liest man nichts. Dagegen erfuhr man in der pseudo-katholischen Wochenzeitung Prags vom 20. Mai dieses Jahres aus der Feder eines exkommunizierten Priesters, des auf kommunistischen Wunsch gewählten neuen Kanonikus des Brünner Kapitels, dass Jesus Christus ein Liebhaber volksdemokratischer Institutionen gewesen sei: «Das Volk verdient nicht nur fromme, sondern auch aufgeklärte Priester», hiess es da, «die ihm auch den Weg zu irdischem Wohlergehen zeigen, indem sie ihm raten und helfen und ihm voranschreiten in der Liebe zu unserem volksdemokratischen Regime, nach dem Muster des göttlichen Meisters Jesus Christus.»

Ein augenfälliger Parallelfall zur ungarischen Episkopatserklärung ist in der tschechoslowakischen Bischofsvereidigung vom 12. März 1951 zu finden: Es erklärten da vier tapfere und absolut romtreue Bischöfe dem kommunistischen stellvertretenden Regierungschef und Leiter des Staatlichen Kirchenamtes der Tschechoslowakei, Zdenek Fierlinger: «Erlauben Sie, Herr Vizepremierminister, Ihnen feierlich zu verkünden, dass wir alle ohne Einschränkung die Gültigkeit der staatlichen

Gesetze anerkennen, namentlich aber das Gesetz, durch das das Staatliche Kirchenamt errichtet worden ist, das Gesetz über die wirtschaftliche Sicherstellung der Kirche und der kirchlichen Vereinigungen, sowie alle Verordnungen, die auf Grundlage dieser gesetzlichen Vorschriften durch die kompetenten staatlichen Organe erlassen worden sind. Dagegen werden wir keine Kirchenstrafen anerkennen noch Geistliche und gläubige Laien mit diesen Kirchenstrafen verfolgen, wenn diese aus politischen Gründen auferlegt werden...» Die Erklärung dafür, was mit zwei von den vier tschechischen Märtyrerbischofen geschehen ist, ehe sie sich zu einer solchen Manifestation bereitgefunden haben, gibt folgender Passus aus einem aus der Tschechoslowakei herausgeschmuggelten Briefe wieder: «Bischof Trochta hat schon mehr als ein Jahr sein Gebäude in Leitmeritz nicht mehr verlassen können. Man sagte den Leuten in der Stadt, der Bischof kränkle und müsse mit neuen Injektionen gegen Blutarmut behandelt werden. Man spritzte ihm auf diese Weise durch Wochen verschiedene Mittel ein, die ihn in ständigem Fieberzustand hielten und seine Gedanken lähmten. Der 83jährige Bischof Picha von Königgrätz ist mit dem Drehsessel behandelt worden: Es ist dies ein normales Sitzgerät, entsprechend den in Büros üblichen Drehstühlen, dessen Drehvorrichtung aber nicht in Spiralwindungen funktioniert, um den Sessel höher oder niedriger einzustellen, sondern in einer Kreiswindung. Es genügt, eine Person auf dem Sessel festzuschallen und mit elektrischem Strom etwa 5 Minuten im Kreise rotieren zu lassen, um einzigartige ‚Geständnisse‘ und ‚Zustimmungen‘ zu allem, was verlangt wird, zu erzielen...»

### *Polen*

Moskaus Taktik arbeitete in Polen anders: Die leitenden Männer Polens kannten die tiefe Anhänglichkeit ihres Volkes an die Kirche, und Staatspräsident Bierut bemühte sich immer wieder um eine Regelung des Verhältnisses des roten Polens zu Rom. Die Abmachung zwischen Kirche und Staat, die in Polen am 14. April 1950 getroffen wurde, verlangte von den Bischöfen nur, sich gegen die «staatsfeindlichen Strömungen» einzusetzen; dafür brachte sie die statutarische Sicherung des Religionsunterrichtes an den Volks- und Mittelschulen, gewährte der Kirche über die Freiheit des Kultes hinaus auch charitative und soziale Funktionen und gewann dafür dem Staat die Möglichkeit einer friedlichen Mitarbeit der Katholiken auf wirtschaftlichem Gebiet. Diese freundliche Note im Verhältnis des polnischen Kommunismus gegenüber der Kirche sollte vor allem einen politischen Erfolg eintragen: Die Regierung hoffte, auf diese Weise die polnischen Bischöfe veranlassen zu können, in Rom die Anerkennung der Oder-Neisse-Grenze durch eine kirchliche Neugestaltung der annektierten schlesischen Diözesen zu betreiben. Ein kommunistisches Manöver, diesen Diözesen kirchlich nicht anerkannte Generalvikare an die Spitze zu stellen und auf diese Weise der Hierarchie mit einer schismatischen Bewegung zu drohen, wurde durch Erzbischof Wyszynski konterkariert, der diese staatlich eingesetzten Generalvikare unter seine kirchliche Jurisdiktion nahm. Erzbischof Wyszynski war hierauf der einzige Bischof aus einem Land hinter dem Eisernen Vorhang, dem im Jahre 1951 eine Reise zum Heiligen Vater erlaubt wurde — dies freilich auch in der Absicht, dass er Rom für den offiziellen polnischen Standpunkt in der Oder-Neisse-Frage gewinne. Nach seiner Rückkehr von Rom gab es dann das erste deutlich erkennbare Zeichen, dass die «idyllischen» Zeiten für die Kirche in Polen zu Ende gehen. Es erschien plötzlich ein Artikel in der Moskauer «Prawda» vom 17. Juli, der von Angriffen gegen Erzbischof Wyszynski, den polnischen Episkopat und die polnischen Katholiken überhaupt nur so strotzte: «Mit Entrüstung registrierte die polnische Öffentlichkeit die in letzter Zeit sich häufenden Beweise für die volksfeindliche Tätigkeit des hohen katholischen Klerus», hiess es da, «die

sich gegen die Lebensgrundlagen des volksdemokratischen Polen richtet...» Es hiess da ferner, Papst Pius XII. habe Erzbischof Wyszynski gegenüber die volksfeindliche Tätigkeit der hohen Geistlichkeit in Polen gelobt; der Vatikan habe das alte Polen der Grossgrundbesitzer und der Bourgeoisie als seine Domäne betrachtet; der mit der Abenteuerpolitik Washingtons eng verbundene Pius XII. schüre die revisionistischen Bestrebungen, um die deutschen Revancheschreier und neofaschistischen Horden zum Kampf gegen Polen und die Sowjetunion aufzubieten; der polnische katholische Klerus fordere von der Kanzel aus zur Sabotage an den Massnahmen der Regierung; viele Geistliche beteiligten sich an der Untergrundbewegung der faschistischen Banden Mikolajczyks, die katholischen Organisationen in Polen führten Spionageaufträge des Vatikans aus; der polnische Episkopat sabotiere die Vereinbarungen des Abkommens von 1950; die polnische

Geistlichkeit mit dem Primas Wyszynski an der Spitze bekämpfe in getreuer Erfüllung des Willens Pius XII. das Köstlichste auf der Welt — den Frieden; der polnische Klerus hätte zwar die Erklärung für das nationale Friedensplebiszit unterschrieben, habe aber an den Tagen des Plebiszits durch Massengottesdienste in Schlesien, Lublin und selbst in Warschau die Volksabstimmung für den Frieden zu durchkreuzen gesucht!

Dieser Artikel der «Prawda» zeigt, dass das Barometer für die Kirche in Polen nun auch auf Sturm steht.

Es befinden sich schätzungsweise 900 Priester in polnischen Gefängnissen. Unter ihnen befindet sich der Bischof von Kielco, Msgr. Kaczmarck, der im vergangenen Januar verhaftet wurde. Der Bischof wartet im Warschauer Stadtgefängnis auf seinen Prozess.

## Buchbesprechungen

### Eisenhofer Ludwig (†): Grundriss der Liturgik des römischen Ritus.

Neu bearbeitet von Jos. Lechner. 5. Auflage. XII u. 362 S. 8°. Freiburg i. Br., 1950, Herder-Verlag.

In dieser Neuauflage des Eisenhoferschen Grundrisses wird die liturgiewissenschaftliche Tradition von Eichstätt aufs beste fortgesetzt. Das Bischofsstädtchen an der Altmühl war nämlich schon an der Wende des 19. Jahrhunderts eine der ersten Pflegestätten dieser damals noch wenig beachteten Wissenschaft. Hier ist unter der Hand von Valentin Thalhofer († 1891) das zweibändige «Handbuch der katholischen Liturgik» entstanden, das dann von den Nachfolgern Thalhofers auf dem Eichstätter Lehrstuhl, Adalbert Ebner († 1898) und Ludwig Eisenhofer († 1941), in der 1912 erschienenen verbesserten Aufl. vorgelegt wurde. Förmlich ein neuer Guss war dann die Ausgabe, die Eisenhofer, nun unter eigenem Namen, 1932 herausbrachte (Neudruck 1941). Dieses Werk bildet denn heute für jeden, der in einer bestimmten Frage das historische Material überblicken oder sich überhaupt in die Liturgiewissenschaft einarbeiten will, auch ausserhalb des deutschen Sprachgebietes, die kaum zu entbehrende Grundlage. Für bescheidenere Ansprüche und als Studienbehelf hat Eisenhofer 1924 den «Grundriss» geschaffen, damals ein schmales Duodezbandchen von 322 Seiten, das bald weitere Auflagen erlebte und das nun in vergrössertem Format und vermehrter Seitenzahl zum fünften Male erscheint.

Diese von Eisenhofers Nachfolger auf dem Lehrstuhl geschaffene Neuauflage ist bereits ein Mittelding zwischen dem ursprünglichen Grundriss und dem zweibändigen Handbuch. Sie darf eine ähnliche Bedeutung beanspruchen, wie die gleichfalls aus einem Herderschen «Grundriss» hervorgegangene hochangesehene Patrologie von B. Altaner, die ebenfalls in der Mitte steht zwischen dem ursprünglichen Grundriss und dem patrologischen Werk von Bardenhewer. Wie bei Altaner liegt auch bei Lechners Neugestaltung der Hauptvorzug darin, dass die inzwischen erschienene umfangreiche Literatur im Wesentlichen eingebaut ist. Während der ursprüngliche Grundriss nur wenig Literatur nannte, füllt diese nun am Beginn der einzelnen Kapitel oft ganze Seiten aus. Die Literatur ist aber im allgemeinen auch gründlich ausgewertet, und dies mit jener wortkargen und klaren Prägnanz der Darstellung, die schon für Eisenhofer bezeichnend war. Und es waren sehr beträchtliche Umgestaltungen vorzunehmen; man vergleiche etwa die Geschichte des Pontifikale, der christlichen Woche, der Bussliturgie, der niederen Weihen.

Dabei ist nicht nur die Einteilung des Buches dieselbe geblieben (historische Einleitung — Formen — gottesdienstlicher Raum — Kirchenjahr — Messopfer — Sakramente — Brevier), sondern auch die Gesamtheit der Paragraphenüberschriften. An einzelnen Stellen hätte auch hier ein tieferer Eingriff nicht geschadet, etwa im Abschnitt über die Formen, wo doch auch die Strukturgesetze sichtbar werden sollten, wie ich es in der «Liturgischen Feier» (1939) einigermassen versucht habe. Die Treue zum Werke Eisenhofers wird hier und an anderen Stellen dafür mitbestimmend gewesen sein, dass sich an der grundsätzlichen Haltung des Buches wenig geändert hat. Eisenhofer war bekannt als der Gelehrte, der mit grösster Akribie einen gewaltigen historischen Stoff zu ordnen verstand, der aber den praktischen Fragen um eine Erneuerung und Verlebendigung des Gottesdienstes gänzlich ferne stand. Der Liturgiebegriff, mit dem er seinen Gegenstand abgrenzte, sah völlig davon ab, dass auch das christliche Volk als plebs sancta in das Subjekt der Liturgie miteinbezogen werden könnte oder

müsste. Lechner hat den Liturgiebegriff erweitert, wie dies ja auch der Liturgie-Enzyklika von 1947 entspricht; aber man kann nicht sagen, dass er auch schon die Konsequenzen daraus gezogen hätte. Der Gedanke an eine «aktive Teilnahme» der Gläubigen — es ist die Parole, die seit Pius X. auch in den kirchlichen Dokumenten wiederkehrt — kommt kaum irgendwo zur Geltung (vgl. immerhin S. 163). Vielleicht ist ein Grundriss, auch selbst in einer Erweiterung wie der vorliegenden, noch zu eng, um solchen Fragen die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen. Der Bearbeiter konnte jedenfalls seine Aufgabe darin erblicken, nicht so sehr schon in die Gedankenwelt der Liturgie und in die Idealbilder ihrer Vollgestalt einzuführen, als vielmehr nur einmal den Schlüssel zu bieten, der zu den Schatzkammern des kirchlichen Gottesdienstes und seines historischen Verständnisses die Zugänge aufschliesst.

Jos. A. Jungmann

### Fischl Johann: Geschichte der Philosophie. 2. und 3. Band. Kl. 8. 263 bzw. 360 Seiten. A. Pustet, Graz und Wien 1950.

Nachdem Fischl im ersten Band seines Lehrbuches das Bild antiker und mittelalterlicher Philosophie geboten hat, führt er nun im zweiten Band in die Gedankenwelt der Renaissancephilosophen (Humanismus, neue Naturauffassung, Reformation und Philosophie, neue Staatslehre, Neuscholastik und, diese ergänzend, spanische Mystik) und in die Philosophien des Barock ein (Rationalismus, Pantheismus, Staatsabsolutismus, praestablierte Harmonie). Der dritte Band behandelt englische, französische und deutsche Aufklärungsphilosophie und die Systeme des deutschen Idealismus (kritischen, subjektiven, objektiven, absoluten, pessimistischen Idealismus, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer). Als Lehrbuch für den Unterricht oder zu erstem Selbststudium gedacht, kann und darf das Werk nicht die allseitige Vollständigkeit eines Nachschlagewerkes oder einer Reihe von Spezialuntersuchungen anstreben, weil es sonst verwirren würde. Der Verfasser war vornehmlicher darauf bedacht, charakteristische Leitgedanken und Grundhaltungen der Denker hervorzuheben, die Denkweise der verschiedenen Zeiten in ihrer geschichtlichen Bedingtheit zu zeigen und so Entwicklungslinien sehen zu lehren. Gewiss kann zwar dabei die Gefahr gegeben sein, dass Charakteristik und Entwicklungslinien da und dort zu einfach ausfallen. Vielleicht liessen sich gelegentlich wissenswerte, aber philosophisch wenig belangreiche biographische Einzelheiten zugunsten weiterer Darstellung des Philosophischen streichen, bei der Mystik das philosophiegeschichtlich Bedeutsame vom spezifisch Theologischen schärfer abheben, das Bild der Renaissancescholastik (die zwar nicht so verständnislos stiefmütterlich, wie in manchen berühmten Standardwerken behandelt wird) doch noch vollständiger und eingehender bieten, bei der Aufklärungszeit noch etwas darüber einflechten, wie die Scholastik trotz ihres Zerfalls sich doch auch mit dem Neuen, z. B. dem kritischen Problem, auseinandersetze (vgl. B. Jansens Studien darüber). Aber das alles sind schliesslich Einzelwünsche und es bleibt bei jedem Lehrbuch Sache des Lehrers, das im Buche zu Lesende je nach der Kraft der Schüler zu ergänzen und zu erweitern. Hingegen muss es als eine nicht geringe Leistung hervorgehoben werden, wie der schwierige Stoff, das vielgestaltige und oft verwirrende philosophische Suchen, Irren und Fortschreiten der so bedeutsamen Epoche von der Renaissance bis zum Ausklang des Idealismus vom Verfasser in so klar fasslicher Weise dargestellt wurde. Eine besondere Note geben dem Lehrbuch sodann die nüchtern-klaaren Würdi-

ungen, die der vorausgehenden sachlichen Darstellung der philosophischen Systeme jeweils folgen. Sie helfen dazu, dass man nicht, von der widerspruchreichen Fülle der «Autoritäten» erdrückt, Geschichte der Philosophie nur als «Museum vieler Meinungen» und «Friedhof von Ideen» sehe, sondern zum Selberdenken angeleitet werde und dass so die Geschichte der Gedanken lebendige Lehrerin des Denkens sei.

A. Willwoll

**Bloy Léon: «Die Armut und die Gier».** Roman, aus dem Französischen übertragen von Clemens ten Holder. (Ernst Klett Verlag, Stuttgart.)

Drei Jahre vor der Jahrhundertwende schrieb Bloy seinen zweiten Roman, nach dem «Verzweifelten» die «Arme Frau». Er hielt das Buch für ein bedeutendes Werk, und er täuschte sich nicht. Aber bedeutend ist es nur abgesehen von seiner Fabel, denn diese Fabel enttäuscht. Sie ist ein wenig seltsam, rührselig und zurückgeblieben und macht den Eindruck einer moralischen Rettungsgeschichte im verdächtigen Stil der gesellschaftskritischen Prostromane des 19. Jahrhunderts. Künstlerisch schwach und in der Ausdrucksweise vulgär über jedes Mass hinaus liegt das Bedeutende nur in der Idee, in der Mystik der Armut, der Bloy Gestalt zu geben versuchte.

Es zeigt sich: Die arme Frau (ein gefallenes Mädchen aus einem Pariser Dreckloch von Elternhaus) steigt auf aus der bittersten Armut in den relativen Reichtum der Welt, in Versorgtheit und Kultur, in die Kreise der bürgerlichen Gesellschaft. Sie steigt auf in Sättigung und Sicherheit. Nun hat sie weniger Durst und keinen Hunger mehr, sie hat, was die Welt an Glück zu geben vermag. Aber dann holt sie der «arme Gott» wieder zurück in seinen Kreis. Er nimmt ihr wieder alles, Stück um Stück, das

Essen und das Getränk, die Sättigung und das Bett, den Mann und das Kind, den Trost und die Liebe, bis sie wieder arm ist wie am Anfang, «am Fuss des Kreuzes in Nacht und Qual und Verlassenheit». Und es wird ein Zustand hergestellt wie in Rilkes «Malte Laurids Brige». Nun aber ereignet sich das, was Rilke den Umschlag genannt hat, die arme Frau überschreitet die Wasserscheide. Später sagte ein Priester zu ihr, der sie tränenüberströmt vor dem ausgesetzten Allerheiligsten gesehen hatte: «Sie müssen sehr unglücklich sein, arme Frau.» Sie aber sagte zu ihm: «Ich bin vollkommen glücklich. Nicht morgen oder übermorgen oder in zehn Jahren tritt man ein ins Paradies, man tritt heute ein, wenn man arm und gekreuzigt ist.» — «Hodie mecum eris in paradiso», sagte der Priester leise und ging erschüttert fort. Ihr tiefstes Elend war jetzt Seligkeit geworden, die Seligkeit der Armen im Geist. Bert Herzog.

**Werk, August 1951** (Schweizer-Monatschrift für Architektur, Kunst und künstlerisches Gewerbe). Buchdruckerei Winterthur A. G.

Wir haben in der «Orientierung» Nummern 11 und 12/13, 1951, unter dem Titel «Lebendige kirchliche Kunst» aktuelle Fragen modernen Kirchenbaues ausführlich besprechen lassen. Das vorliegende Sonderheft des «Werk» bietet gerade zu diesen Ausführungen wertvollste Ergänzungen und hervorragendes illustratives Material. Vor allem werden jene neuen Kirchenbauten von Basel, Riehen und Zürich-Hard in interessanten Aufnahmen gezeigt. Erwähnenswert sind auch drei Beiträge des Heftes, die sich mit neuen protestantischen Kirchenbauten befassen, wobei deutlich wird, dass man auch in diesen sonst so nüchternen Räumen wieder die Besetzung durch malerischen und figürlichen Schmuck sucht (Zürich-Unterstrass, Steigkirche, Schaffhausen).

## Abonnement 1951

Wir legen — ausschliesslich — jenen werten Lesern, die für das laufende Jahr noch keine Zahlung für das Abonnement geleistet haben, einen Einzahlungsschein bei, mit der freundlichen Bitte, den Betrag von Fr. 9.80 auf unser Konto zu überweisen.

Für Ihr freundliches Entgegenkommen dankt Ihnen die

Administration.



LÁSZLÓ FEKETEKÚTY  
**UNGARN**  
VOM HEILIGEN STEPHAN  
BIS  
KARDINAL MINDSZENTY

Hier spricht ein Volk hinter dem Eisernen Vorhang zur freien Welt

Heute schlagen die Brandungswellen der Geschichte von Ost nach West und wieder ist Ungarn im Schmelztiegel. Wieder ist es Bollwerk des christlichen Abendlandes. (Siehe Besprechung)


Fr. 9.95 · In allen Buchhandlungen  
NZN-VERLAG IN ZÜRICH, Holbeinstr. 26

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58.  
Abonnement- und Inseraten-Aannahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.  
Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 9.80; halbjährl. Fr. 5.20. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxembourg: Jährl. bFr. 140.—, Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Van Mierlo & Co., Banquiers, Bruxelles, Comptes Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Jährl. DM 10.50; halbjährl. DM 5.50. Einzahlungen an Pfarramt St. Kunigund, Scharerstr. 32, Nürnberg, Postcheckkonto Nürnberg 74760, «Sonderkonto Orientierung». — Dänemark: Jährlich Kr. 18.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Einzahlungen an Mr. Wolf Pierre, Illfurth Ht/Rh., c/c. No. 86047 Strasbourg.



**VENTILATOR AG. Stäfa ZH**  
Telephon (051) 93 01 36  
**KIRCHENHEIZUNGEN**  
**RAUMLÜFTUNGEN**

**BURCH - KORRODI**  
JUWELIER SWB BAHNHOFSTRASSE 44 ZÜRICH TEL. 23 72 43  
Schmuck - Tafelsilber - kirchl. Geräte



**Schneider für Herren u. Damen**  
Spezialität:  
Priesterkleider / Mäntel  
LUZERN, Haus Monopol  
b. Bahnhof, Frankenstr. 2  
Tel. (041) 2 03 88